



DAS GOLD ANDERER LEUTE

**MAX-PLANCK BERICHT
VERSTÄNDLICHE WISSENSCHAFT**

Dierk Raabe

*Max-Planck-Institut für Eisenforschung
Max-Planck-Str. 1
40237 Düsseldorf
Germany*

Mai, Max-Planck-Society

<http://www.mpg.de> <http://www.mpie.de> <http://edoc.mpg.de/>



Kapitel 4

Vom Gold anderer Leute

Wenn Metalle den Besitzer wechseln

4.1 Der falsche Schatz des Priamos

Die Geschichte des vermeintlichen Schatzes des Priamos und seines Entdeckers ist die Geschichte eines zähen Einzelgängers, Archäologie-Pioniers und nicht zuletzt auch die eines Goldräubers. Der mecklenburgische Pastorensohn Heinrich Schliemann soll bereits früh von Homers Ilias fasziniert gewesen sein. Besonders reizten ihn die Schätze und der Palast des trojanischen Königs Priamos. Dabei lag es für Archäologen keineswegs nahe, die Ilias für wahr zu halten. Das Epos besteht aus 24 Büchern und schildert die Kämpfe zwischen Griechen und Trojanern. Schon seit der Antike ist über den Ursprung der Ilias gerätselt worden. Wissenschaftler meldeten damals wie heute Zweifel an der Authentizität Homers und der Ilias an. Die Gründe dafür liegen in der Historie der Ereignisse und der Struktur des Epos. Beispielsweise wird ein Nebeneinander verschiedener Kulturen im Hinblick auf Bewaffnung und Bräuche beschrieben, das wenig wahrscheinlich ist. Auch sind manche Abschnitte des Werkes in sich so geschlossen, daß sie sich als selbständige Geschichten aus dem Epos herauslösen ließen. Dies widerspricht dem Konzept eines Gesamtwerkes aus der Hand eines Dichters. Dennoch schenkte Schliemann den Schilderungen über Troja Glauben und setzte sich so zunächst dem Spott seiner Zeitgenossen aus.

Erst 500 Jahre nach dem Fall Trojas berichtet die Ilias vom Untergang der Stadt. Priamos war demnach der letzte König von Troja. Er soll vierzig Jahre lang regiert und je ein halbes Hundert Söhne und Töchter gehabt haben, deren berühmteste immerhin Hektor, Paris und Cassandra gewesen seien. Paris hatte den Krieg um Troja ja erst ausgelöst, da er die schöne Helena, Gemahlin des griechischen Königs Menelaos, von Sparta nach Troja entführte. Das Ende der Geschichte ist bekannt. Nach zehn Jahren Krieg wird die Belagerung durch die List mit dem Trojanischen Pferd beendet, König Priamos erschlagen und Troja vernichtet. Bis heute steht zwar noch der eindeutige Beweis für den Trojanischen Krieg aus, nicht jedoch für die Existenz der Stadt selbst.

Im April des Jahres 1868 bricht der inzwischen vermögende Kaufmann und Sorbonne-Student Schliemann auf, um mit Hilfe der Ilias das nahezu 3000 Jahre alte Troja zu finden. Er ist nicht der erste Hobbyforscher auf der Suche nach der Stadt. Insbesondere nach Hinweisen des britischen und später amerikanischen Konsuls Frank Calvert konzentrierte er seine Anstrengungen auf den Hügel von Hissarlik an der Grenze zwischen Europa und Asien, an der Meerenge der Dardanellen. Die erste Grabung erfolgte ohne Grabungserlaubnis bereits im Jahre 1870. In den Jahren 1872 und 1873 wurde er schließlich auf dem Hügel von Hissarlik fündig. Die nach und nach freigelegten Schichten reichten von den Anfängen Trojas um 3000 v. Chr. bis etwa 500 n. Chr.

In Schliemanns Erfolgsgeschichte sticht der 31. Mai 1873 besonders hervor. In acht bis neun Meter Tiefe entdeckte er unter den Grundfesten der ehemaligen Hauptfestungsmauer einen Schatz. Ohne Mitwissen seiner Arbeiter begann er mit eigener Kraft mit der heimlichen Bergung der Gegenstände. Zuerst fand Schliemann Geräte aus Kupfer, so einen Schild, Waffen und einen Kessel. Anschließend kamen mit dem Hammer getriebene Klingen reinsten Silbers, eine Silberschale, ein Becher und mehrere Vasen zum Vorschein. Schließlich entdeckte der Forscher noch eine Flasche aus purem Gold, einen Goldbecher und ein goldenes Trinkgefäß in Form eines Schiffes. In einer großen silbernen Vase fanden sich ein Stirnband und vier kunstvolle Ohrgehänge aus Gold, zudem zahlreiche goldene Ohringe und Ringe, durchbohrte Prismen und Würfel, goldene Knöpfe sowie goldene Armbänder und Becher. Die Prunkstücke aber waren zwei prachtvolle goldene Diademe, von denen eines aus 200 Gramm Gold in Form von 12.000 einzelnen Kettengliedern und 4000 Blättchen besteht. Stets getrieben von seinem festen Glauben an den Wahrheitsgehalt der Ilias, war Schliemann überzeugt, den Schatz des Priamos oder zumindest einen Teil davon gefunden zu haben. Unmittelbar im Anschluß an diese Entdeckung organisierte Schliemann eine spektakuläre Schmuggelaktion, vorbei an den türkischen

Behörden, denen laut Grabungsgenehmigung die Hälfte aller aufgefundenen Schätze zugestanden hätte. Bereits Ende Mai 1873 erreichte seine sensationelle Fracht das nahegelegene Landgut von Konsul Calvert. Später wurden die Kostbarkeiten vorbei an den türkischen Aufsehern in der Nacht mit Pferden zum Hafen nach Karanlik Limani gebracht. Dort wurden sie auf ein Schiff von Calverts Bruder verladen und ins zunächst sichere Haus Schliemanns nach Athen befördert. Bei der dortigen Begutachtung des Fundes zählte Schliemann knapp 9.000 Objekte aus Gold, Silber und Elektron, einer Legierung aus Silber und Gold. Der Schatz wurde zu dieser Zeit auf einen Wert von etwa einer Million Franken taxiert. Der folgende Prozeß der Türkei gegen Schliemann wurde im April 1875 mit einer Zahlung von 50.000 Franken von Schliemann an die Türken beendet. Virchow schließlich überzeugte Schliemann 1881, den Schatz trotz der früheren verächtlichen Haltung der deutschen Altertumsforscher nach Berlin zu schicken, wo er 1882 im Kunstgewerbemuseum erstmals der staunenden Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde.

Später fanden Archäologen heraus, daß der vermeintliche Schatz des Priamos, den Schliemann in der zweiten Grabungsschicht entdeckt hat, rund 1000 Jahre älter ist als zunächst angenommen. Das Troja des wahren Königs Priamos wurde in der jüngeren, sechsten Grabungsschicht identifiziert. Welchem der vielen trojanischen Herrscher der Schatz tatsächlich gehörte, hat man bis heute nicht enträtselt. Wider besseren Wissens wird er jedoch bis heute als der Schatz des Priamos bezeichnet.

4.2 Metalle unter den Meeren — Schatzsucher auf Tauchstation

Etwa drei Viertel der Erdoberfläche sind von Meeren bedeckt. Unter diesen Wassermassen liegen beträchtliche Mengen von Goldbarren, Silbermünzen und sonstigen Schätzen.

In den vergangenen Jahrhunderten war die Schifffahrt bekanntlich noch ein gefährliches Abenteuer. Stürme, Wellen und Piraten schickten Schiffe und zehntausende Menschen in ein feuchtes Grab. Glaubt man alten Dokumenten, dann gibt es in den Ozeanen über 2000 lohnende Ziele für Schatzsucher und Archäologen. Allein von den etwa 10.000 Schiffen der spanischen Silberflotte aus dem 16. und 17. Jahrhundert blieben schätzungsweise 3000 vermißt. Fast die Hälfte der spanischen Armada sank auf den Meeresgrund. Ihr heutiger Wert ist nicht abzuschätzen. Die holländische Ostindienkompanie verlor im Lauf ihrer



Bild 4.1: Schatztaucher bei der Arbeit (links); geborgene Kanonenkugeln (rechts).

Geschichte etwa 250 Schiffe, davon 150 mit wertvoller Fracht. Rund um die Florida Keys werden immer noch bei jedem Hurrikan goldene Dublonen aus der Kolonialzeit an den Strand gespült. Eine Flotte spanischer Galeonen verschwand hier während eines Sturmes im Jahr 1554.

Bisweilen ist aber auch Skepsis im Hinblick auf die zu erwartenden Schätze berechtigt. Nach britischen Quellen war die Ladung vieler Piratenschiffe, die etwa von Kriegsschiffen aufgebracht wurden, recht dürftig und oftmals höchstens einige Pfund wert. Zahlreiche Urkunden belegen das in trockenem Stil: „*Fünf Kisten spanischer Zucker im Wert von 150 Pfund, ein halbes Duzend Barrels Zuckersirup, Reis für 5 Schilling, ein Sklavenjunge im Wert von 20 Pfund, ...*“.

Mittlerweile können dank moderner Unterwassertechnik einige der nassen Gräber geplündert werden. Schatzsucher mit schnellen Schiffen und hochgezüchteter Technik veranstalten eine zunehmend kommerzialisierte Jagd auf die Ladung versunkener Handels-, Kriegs- und Piratenschiffe. Für Hobbyabenteurer ist der Einstieg in die Schatzsuche mit Hilfe von gebrauchten Metalldetektoren¹ für weniger als 2000 DM möglich. Natürlich geht es auch aufwendiger. Einige professionelle Schatzsucher sind heute bereits mit Side-Scan-Sonaren ausgerüstet, welche eine systematische Vermessung des Meeresbodens erlauben.

¹Metalldetektoren arbeiten nach dem induktiven Meßprinzip. Von einer Senderspule wird ein hochfrequentes elektromagnetisches Wechselfeld erzeugt. Entsteht eine Relativbewegung zwischen einem Metallteil und dem Feld des Detektors, erfährt dieses eine Änderung, die den magnetischen und elektrischen Eigenschaften des Metallteils entspricht. Die Feldänderung wird von einem Empfängerspulenpaar registriert und mit geeigneter Elektronik ausgewertet. Das induktive Meßprinzip reagiert auf elektrische Leitfähigkeit und Magnetismus und kann somit sogar zwischen verschiedenen Metallen unterscheiden.

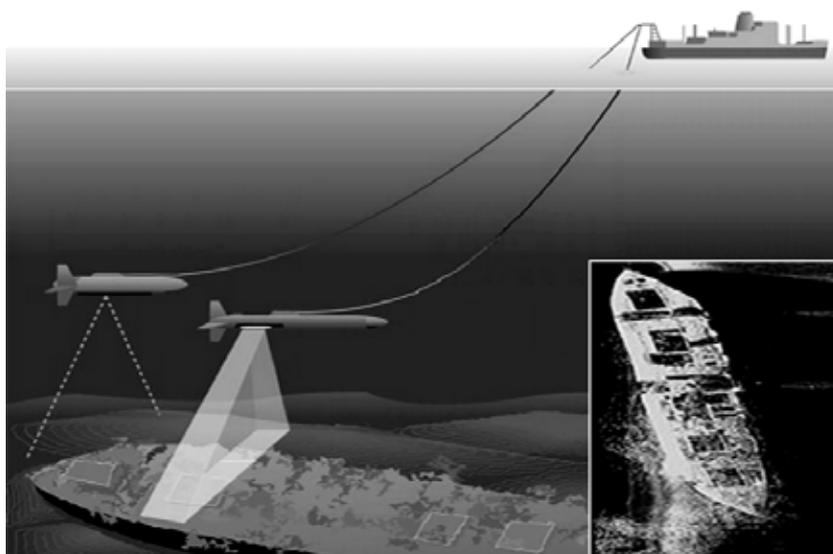


Bild 4.2: Kernresonanz-Magnetometer und Side-Scan-Sonare gehören heute zur Ausstattung moderner Schatzsucher; geortetes Wrack (kleines Bild).

Sie senden Fächer von Schallwellen in Richtung Meeresgrund, und Computer errechnen aus dem Echo ein dreidimensionales Profil. Mit der Nutzung dieser Technologie stoßen auch Forscher der Seefahrtsämter oder der Marine bei der Meeresbodenerfassung für Seekarten gelegentlich auf Wracks. In geringen Wassertiefen eingesetzt, kann ein Side-Scan-Sonar bei langsamer Fahrt selbst kleinste Details am Meeresboden sichtbar machen. Auch in tieferen Gewässern und bei höherem Tempo kann man Gegenstände auf dem Boden des Meeres erkennen. Noch teurer ist der Einsatz von Kernresonanz-Magnetometern, die es ermöglichen, das natürliche Magnetfeld der Erde und kleinste Anomalien darin zu messen. So registrieren sie das Eisen einer Kanone, wo jedes menschliche Auge versagt. Sogenannte Sub-Bottom-Profilier spähen sogar durch Sandschichten auf dem Meeresgrund hindurch. Mit diesen verbesserten technischen Möglichkeiten könnten Schatzsucher in den kommenden Jahrzehnten zahlreiche aus den Quellen bekannte Schiffswracks finden, die bisher Jahrhunderte unbehelligt überdauert haben.

Einer der bekanntesten High-Tech-Schatzsucher ist Robert Ballard, der Entdecker der Titanic. Solche spektakulären Entdeckungen beflügeln natürlich nicht nur die Phantasie der Schatzsucher, sondern auch die ihrer Geldgeber. Ballard hatte bei früheren Unternehmungen mit einem U-Boot die Handelswege der Phönizier und Römer abgetaucht. Derartige Investitionen wollen jedoch verdient werden. Mit dem Kapital risikofreudiger Anleger machen sich weltweit operierende Aktiengesellschaften auf die Jagd nach jedem Wrack, das Profit verspricht, stets mißtrauisch beäugt von Unterwasserarchäologen.

Die Rechtslage bei der Unterwasserschatzsuche ist eindeutig. Wenn der Fund innerhalb der 24-Meilen-Zone eines Landes liegt, kann dessen Verwaltung entscheiden, was mit den gefundenen Schätzen passiert. Viele Staaten beanspruchen die Hälfte oder ein Viertel ihres Wertes. In internationalen Gewässern regelt die Brüsseler Konvention von 1910 die Angelegenheit. Demnach gehört ein herrenloses Schiff demjenigen, der es findet.

Besonders reiche Beute erhoffen sich professionelle Schatzsucher von der Route der spanischen Goldschiffe. Auf dem Weg von Amerika in die Heimat mußten oft schwer beladene Schiffe Stürme, Korallen und Piraten überstehen. Schon vor fast 300 Jahren haben sich Schatzsucher in der Karibik auf die Suche nach versunkenen Goldschiffen begeben. Leutnant William Phips war einer der ersten Schatzsucher in dieser Region. Als er 1684 in den karibischen Gewässern unterwegs war, traf er auf einen Überlebenden der gesunkenen *Nuestra Senora de la Concepcion*. Der Matrose verriet Phips die Lage des Wracks, da ihm ein Beuteanteil versprochen wurde. Phips rüstete eine Expedition aus und brach zur Suche nach dem Schiff auf. An Bord hatte er karibische Eingeborene, die ohne technisches Gerät lange unter Wasser bleiben konnten. Die Taucher mußten bis zu 16 Meter Tiefe überwinden, um zum Wrack zu gelangen. Dieses war mittlerweile 50 cm dick von Korallen überwuchert. Vom Wrack aus mußten sie dann, mit schweren Gold- und Silberbarren beladen, den Weg zurück an die Oberfläche schaffen. Trotz dieser Strapazen erbeuteten die Taucher für Phips Schätze im Wert von mindestens 19 Millionen Dollar.

In der einschlägigen Fachliteratur kursiert eine Rangliste von gesunkenen Schatzschiffen. Einen prominenten Platz nimmt darauf eine Flotte aus 16 spanischen Galeonen ein, die 1553 vor Texas mit Gold, Silberbarren und Juwelen sank, und deren Schätze bereits teilweise geborgen worden sind. Der geschätzte Wert beläuft sich auf drei Milliarden Mark. Ein anderes Beispiel ist die berühmte Mendoza-Flotte. Diese bestand aus sieben Galeonen unter Führung des spanischen Admirals Mendoza. Im Jahre 1614 sank sie vor der mexikanischen Halbinsel Yucatan und nahm Gold und Edelsteine im geschätzten Wert

von über einer Milliarde Mark mit in die Tiefe. Weitere bekannte Wracks auf dieser Rangliste sind die *La Capitana*, die 1654 vor der Küste Ecuadors mit einem Schatz von heute mehreren Millionen Mark unterging, das Piratenschiff *La Trompeuse*, daß 1683 mit einer Ladung aus Gold und Silber im Wert von mehr als 400 Millionen Mark versenkt wurde und die spanische Galeone *San José*, die 1708 vor dem kolumbianischen Cartagena mit einer Goldladung im Wert von 75 Millionen Mark durch einen britischen Angriff versenkt wurde. Die portugiesische *Flor de la Mar* ist vielleicht eines der wertvollsten aller bekannten Wracks. Sie sank 1511 vor der Ostküste von Sumatra mit Gold, Münzen und Statuen an Bord. Das Schiff wurde von Alfonso de Albuquerque kommandiert, der 1511 auszog, um den reichen Seehafen Malakka zu überfallen. Er belud seine Flotte mit von Blattgold überzogenen Sänften, Löwen aus Gold sowie dem Thron der Königin von Malakka. Wieder auf See, geriet er in einen Sturm, und die *Flor de la Mar* sank. Diese Wracks beflügeln nicht nur die Phantasie der Schatzsucher, sondern werden manchmal auch tatsächlich gefunden. Allerdings enden viele Expeditionen im finanziellen, oft auch gesundheitlichen Desaster, und nur wenige bescheren den Schatzsuchern den ersehnten Reichtum.

Beispielsweise suchte der amerikanische Abenteurer Mel Fisher 16 Jahre lang nach der legendären spanischen Galeone *Nestra Senora de Atocha* und investierte mindestens acht Millionen Dollar in dieses Projekt. Die Galeone war 1622 mit mehreren Tonnen Gold und Silber in einem Sturm untergegangen. Kaum jemand glaubte noch, daß der Schatz gefunden und gehoben werden könnte, bis man bei einem Tauchgang eine Wand entdeckte, die aus 984 immer noch sauber gestapelten Silberbarren bestand. Vom Laderaum der *Atocha* hatte nur der Inhalt überdauert. 35 Tonnen Silber hoben die Taucher, dazu Juwelen und Goldketten. Ein amerikanisches Gericht entschied später, daß Fisher seinen Fund unbesteuert behalten durfte. Immerhin hatte der Schatz einen Wert von etwa 40 Millionen Mark.

Ein anderes Beispiel ist die Entdeckung der *Central America* und ihrer Ladung aus Gold durch Tommy Thompson. Diese Unternehmung gilt bei Experten das Fachs als technisch-logistische Meisterleistung. Immerhin lag das Wrack in 2500 Meter Tiefe. Drei Tonnen Gold wurden bereits gehoben. Gegenwärtig wird daran gearbeitet, weitere 18 Tonnen zu bergen. Der geschätzte Sammlerwert der gesamten Ladung beträgt viele Millionen US-Dollar. Die Geschichte des Wracks begann 1857, während des Goldfiebers in Kalifornien. Es gab damals noch keinen sicheren Landweg von San Francisco an die Ostküste, und auch der Panamakanal war noch nicht gebaut. Zwei Flotten von Schaufelraddampfern, eine im Pazifik, eine im Atlantik, brachten die Goldsucher und

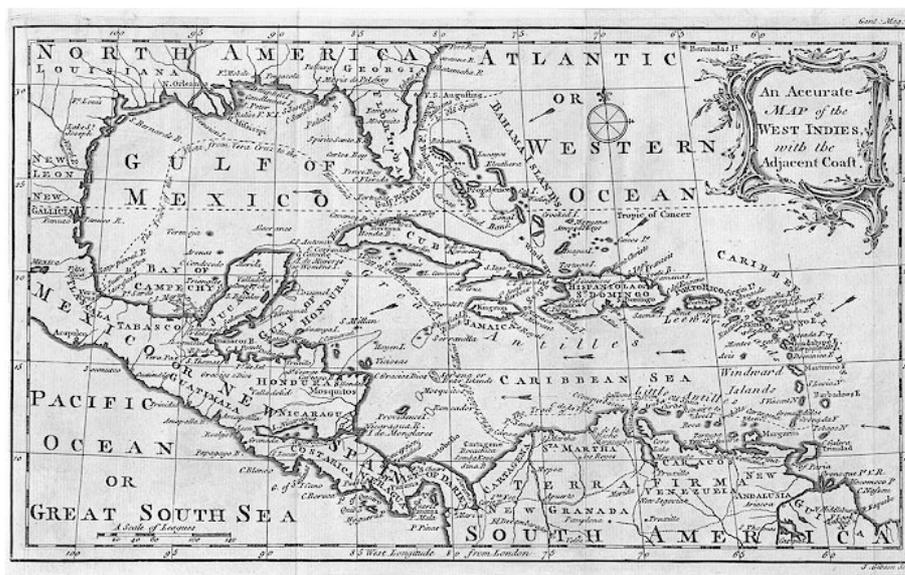


Bild 4.3: Karte der Karibik aus dem Jahr 1762, die von Piraten verwendet wurde.

ihre Funde von der West- an die Ostküste. Nur über die Landenge von Panama führen die Goldgräber mit der Bahn. Am 8. September des Jahres stach die *Central America*, die zur Atlantikflotte gehörte, nach einem Zwischenstop von Havanna aus in See, Kurs Heimathafen New York. An Bord waren rund 580 Menschen, das private Gold der Glücksritter und dazu ein Geldtransport, mit dessen Hilfe die Wirtschaft der Nordstaaten unterstützt werden sollte. Doch vor der Küste von North Carolina geriet das Holzschiff in einen schweren Sturm und sank. Nur knapp 150 Passagiere konnten von zwei Seglern gerettet werden.

Gut 120 Jahre später kam Thompson auf die Idee, nach dem Wrack zu suchen. Als originell galt diese Idee unter Fachleuten zunächst nicht, da der Untergang der *Central America* als größtes Schiffsunglück Amerikas im 19. Jahrhundert bestens bekannt war und der Atlantik an der Unfallstelle über 2000 Meter tief ist. Mitte der achtziger Jahre konnte Thompson schließlich dennoch Investoren für sein Abenteuer gewinnen. Auf einer fast 16 Quadratmeter großen Karte notierten die Schatzsucher alle Details, die sie aus alten Archiven über die Katastrophe erfahren konnten. Auf diese Daten wendeten sie dann



Bild 4.4: Goldfunde aus dem Wrack der 1857 gesunkenen *Central America*.

Computersimulationen der Air Force an, die einst entwickelt worden waren, um deutsche U-Boote aufzuspüren. Damit berechneten sie anhand von Strömungen und Windstärken, wo das Wrack liegen könnte. Im Juni 1986 stach Thompsons Mannschaft mit dem Motorschiff *Nicor Navigator* in See. An Bord befanden sich ein hochempfindliches Sonar und ein selbstentwickelter Roboter, der sogar in 3000 Meter Tiefe noch arbeiten konnte. Wochenlang fuhr die Mannschaft die Suchquadranten ab. Schließlich hatten sie einen Sonarschatten auf dem Schirm, der aussah wie ein Schiff mit wuchtigen Rädern an den Seiten. Sie ließen den Roboter hinab. Was die Maschine fand, war tatsächlich ein Wrack. Der Roboter brachte eine Reihe von Artefakten ans Tageslicht, aus denen die Schatzsucher aber bereits nach kurzer Zeit erkennen konnten, daß sie nur ein wertloses gesunkenes Dampfschiff gefunden hatten. Zu diesem Zeitpunkt erschien ein zweites Schatzsucherschiff, die *Liberty Star*, die offenbar dem gleichen Wrack auf der Spur war. Auf der Brücke kommandierte Burt Webber, Schatzjäger und Erzkonkurrent von Thompson. Ein ausgetüfteltes System aus mehreren Propellern, von Satelliten gesteuert, hielt Thompsons Schiff jedoch über dem Wrack genau auf Position. Als die *Liberty Star* trotzdem auf sie zuhielt, funkte Thompson dem Gegner, er werde auf Kollisionskurs gehen, wenn Webber ins Operationsgebiet eindringen sollte. Lauernd lagen die beiden Schif-

fe einander tagelang gegenüber. Doch fiel Thompson schließlich etwas ein. Er wollte versuchen, seine Konkurrenz juristisch zu vertreiben. Die Schiffe lagen allerdings 300 Meilen vom nächsten Gericht entfernt, und eigentlich ist ein US-Richter für Streitigkeiten in internationalen Gewässern keineswegs zuständig. Also mußte Thompson das Wrack gewissermaßen auf amerikanisches Hoheitsgebiet schaffen. Per Funk beorderte er einen Piloten mit Sportflugzeug herbei. Ein Wasserflugzeug hätte bei dem starken Seegang nicht landen können. Der Pilot sollte Thomsons Schiff mit einem herabhängenden Enterhaken überfliegen. Der Expeditionschef legte derweil ein Fundstück aus dem vermeintlichen Wrack der *Central America* in einen Eimer und verknüpfte diesen mit einer langen Schleife. Als die Propellermaschine erschien, hielten die Schatzsucher die Schlinge mit Hilfe langer Stangen in die Höhe. Im Tiefflug kam der Pilot heran und schaffte es tatsächlich, mit dem geschleppten Enterhaken die Schlinge am Eimer zu packen und das Fundstück nach Norfolk im US-Staat Virginia zu bringen. Auf Antrag von Thompsons Anwalt beschlagnahmte es der örtliche Marshall. Ein Richter entschied im Eilverfahren, Thompson sei Finder und Besitzer des Wracks. Die Konkurrenz mußte abdrehen. Allerdings war damit das Abenteuer noch keinesweg ausgestanden, da das echte Wrack der *Central America* ja noch gar nicht gefunden war. Thompson ließ in der Folge einen besseren Roboter bauen und alle Sonaraufnahmen von Spezialisten analysieren. Neue Rechnermethoden halfen schließlich weiter. Ein Objekt unweit des vermeintlichen Schatzschiffes, das auf dem Sonarbildschirm mit bloßem Auge aussah wie ein Steinhaufen, war tatsächlich die gesuchte *Central America*. Der Boden um das Wrack war mit Gold in Form von Barren, Münzen und Nuggets übersät. Die Schatzsucher waren am Ziel.

Der Abenteurer Keith Jessop versuchte sich an einem weit jüngeren Wrack. Im April des Jahres 1942 stach das englische Schlachtschiff *HMS Edinburgh* vom russischen Nordhafen Murmansk aus mit einer Ladung von 4,5 Tonnen Gold, das zu Waffenkäufen für Stalin verwendet werden sollte, in See. Einen Tag nach dem Auslaufen traf die *Edinburgh* in der Barentssee auf das deutsche U-Boot U 456 und wurde versenkt. Das Schiff sank auf 245 Meter Tiefe. Jessop und sein Team machten sich mit einer Tauchglocke und einem Sonar auf die Suche. Als sie zurückkamen, hatten sie Stalins Gold im Wert von rund 130 Millionen Mark gefunden und gehoben.

Aber nicht nur Schatzsucher und Archäologen versuchten ihr Glück im Meer, auch gestandene Wissenschaftler wurden vom Goldrausch erfaßt. 1925 segelte das deutsche Forschungsschiff *Meteor* in geheimer Mission in Richtung Südatlantik. Es war ein waghalsiges Unternehmen, mit dem Ziel, dem Meer

ein Vermögen abzutrotzen. Begonnen hatte die Geschichte 1918, nach der Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg. Die Alliierten forderten Reparationsleistungen in Höhe von 50.000 Tonnen Gold. Das vom Krieg ausgelaugte Deutschland besaß kein Gold, dafür mit Fritz Haber aber einen der erfolgreichsten Chemiker der Welt.

Haber hatte sich während des Krieges einen Namen gemacht. Die Alliierten hatten Deutschland von der Belieferung mit Stickstoff abgeschnitten. Stickstoff wurde jedoch dringend zur Herstellung von Sprengstoff benötigt. Ohne Stickstoff hätte Deutschland den Krieg rasch wieder beenden müssen. Doch Haber entwickelte eine Methode, um Stickstoff aus der Luft zu gewinnen. Zwar verlängerte das Verfahren einerseits den Krieg, doch wurde andererseits dadurch die billige Stickstoff-Düngung möglich, die später die Landwirtschaft revolutionieren sollte. Nach dem Krieg wandte sich die Regierung erneut an Haber. Diesmal erhielt er den Auftrag, das gewünschte Reparationsgold aus Meerwasser zu gewinnen. Aus frühen Arbeiten zum Metallgehalt des Meerwassers wußte man, daß Gold im Wasser gelöst vorkommt. Nach damaligen Messungen ging Haber zunächst davon aus, daß jeder Kubikkilometer Wasser mehrere 100 Kilo Gold enthalten könne. Das Ziel des Unternehmens bestand darin, dieses Gold dem Meerwasser zu entreißen. Die Aktion war streng geheim. Für die Öffentlichkeit wurde das Unternehmen als normale Forschungsfahrt getarnt. Zwischen 1925 und 1927 untersuchten die Wissenschaftler an Bord der Meteor gewaltige Wassermengen. Haber experimentierte mit einem einfachen Extraktionsprozeß. Er fügte einer Tonne Meerwasser ein Gramm Natriumsulfid und Kupfersalz hinzu, denn er vermutete, die goldhaltigen Partikel würden sich dann herausfiltern lassen. Dies war tatsächlich möglich. Allerdings mußte Haber feststellen, daß das Meerwasser nur etwa ein Tausendstel der erwarteten Menge Gold enthielt. Dies machte den Prozeß hoffnungslos unwirtschaftlich, und das Unternehmen war gescheitert.

4.3 Der Goldene Mann — El Dorado

Die Legende von El Dorado (der Vergoldete) hat einen wahren Hintergrund. Sie beschreibt eine Zeremonie, die bei der Inthronisation der Fürsten des Volkes der Muisca in den Bergen Kolumbiens, im Reich der Chibcha, stattfand. Diese Region liegt in der Gegend der heutigen kolumbianischen Hauptstadt Bogota. Das Volk der Chibcha verehrte die Sonne als höchste Gottheit. Gold war in ihrer Religion das heilige Metall des Sonnengottes, es galt als die Tränen der

Sonne. Es hatte daher nur kultische Bedeutung, jedoch keinen Zahlungswert. Zum letzten Mal war die Zeremonie der Amtseinführung eines Fürsten wenige Jahrzehnte vor dem Eintreffen der Conquistadores vollzogen worden. Augenzeugen berichteten später den Spaniern davon. Demnach spielte sich das Ritual so ab, daß die erste Reise, die der Fürst unternehmen mußte, zum Guatavita-See führte, um dort dem Dämonen, den sie als ihren Herrn und Gott verehrten, Opfer und Geschenke darzubringen. Während der Zeremonie, die am Seeufer stattfand, bauten die Indios ein Floß aus Schilf, das sie mit kostbaren Gegenständen verzierten. Sie stellten brennende Kohlebecken darauf, in denen sie Duftstoffe verbrannten.

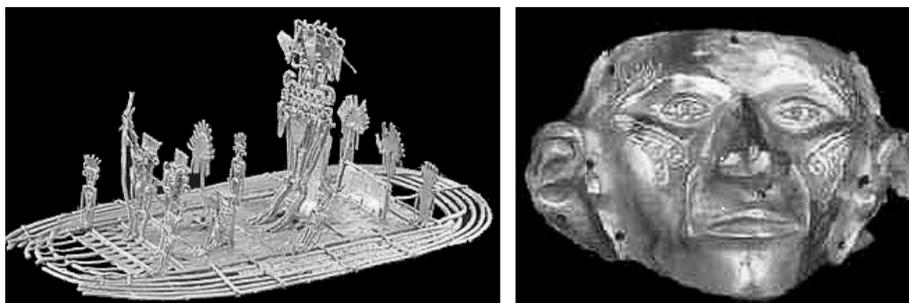


Bild 4.5: Das Floß und eine mutmaßliche Maske des Goldenen Mannes.

Das Schiff war mit vielen Männern und Frauen besetzt, die mit schönen Federn, goldenen Schnallen und Kronen geschmückt waren. Sobald auf dem Floß der Weihrauch angezündet worden war, tat man am Ufer dasselbe. Die Rauchwolken verdunkelten die Sonne, und der Thronerbe wurde nackt ausgezogen und mit Harz eingerieben. Darauf wurde Goldstaub verteilt, bis der Mann völlig damit bedeckt war. Die Untertanen brachten ihn auf das Floß, auf dem er bewegungslos stehen blieb, und häuften zu seinen Füßen einen großen Berg Gold und Smaragde auf, die er seinem Gott bringen sollte. Mit ihm auf dem Floß waren die vier obersten Häuptlinge, mit Federn, Kronen, Armbändern und Ohrringen aus Gold geschmückt. Auch sie waren nackt, und jeder trug seine Opfergaben. Als das Boot die Mitte des Sees erreicht hatte, brachte der Thronanwärter seine Gaben dar und warf das Gold ins Wasser. Die Häuptlinge, die ihn begleitet hatten, taten es ihm gleich. Dann unterzogen sich alle einer rituellen Waschung im Wasser des Sees.

Ihre Bestätigung fand diese Chibcha-Überlieferung im Jahr 1969, als Landarbeiter eine Höhle entdeckten, in der sie das Modell eines Floßes aus purem Gold fanden. Darauf saßen acht Ruderer, den Rücken der Figur ihres heiligen Häuptlings zugewandt. Das Floß ist heute mitsamt seiner goldenen Besatzung im Museo del Oro in Bogota zu besichtigen.

Dieses Geschehen lieferte den Stoff für die folgenreiche Legende vom Goldenen Mann, von Gold, das Seen und Städte füllte. Kaum hatten die über Handelswege eintreffenden Nachrichten von der Zeremonie die Ohren der Conquistadoren erreicht, da marschierten auch schon drei Heere, aus drei Himmelsrichtungen und ohne etwas voneinander zu wissen, auf El Dorado zu. Jeder der drei Heerführer wollte als erster an den kolumbianischen Goldquellen sein.

Einer war der grausame Spanier Sebastian Belalcazar, der schon mit Pizarro raubend durch das Reich der Inka gezogen war und dabei ein Vermögen angehäuft hatte. In der von ihm eroberten Stadt Quito hörte er im Jahre 1536 zum ersten Mal vom Goldenen Mann. Nachdem ihm berichtet worden war, daß jenes Land von Spaniern unbewohnt sei, brach er unverzüglich auf, um sich von Süden her den Weg nach El Dorado zu bahnen. Lange suchte er vergeblich. Mit zweihundert Mann umging er schließlich im Juli 1538 die mit ewigem Schnee bedeckte Sierra Nevada de Huila, überschritt die Wasserscheide und entdeckte so die Quellen des oberen Rio Magdalena. Acht Monate lang durchstreifte er das Flußtal, drang schließlich in das Land der kriegerischen Pijao ein und verlor bei einem einzigen Angriff zwanzig Männer durch Giftpfeile. Das Pfeilgift Curare wirkte Augenzeugen zufolge so heftig, daß die Getroffenen um einen raschen Tod flehten. Als sich Belalcazar im dritten Jahr seines Raubzuges endlich geographisch am Ziel seiner Wünsche wähnte, war ihm zu seiner Überraschung schon ein anderer zuvorgekommen, und zwar Gonzales Jimenez de Quesada.

In der Nähe der Indio-Siedlung Bacata trafen die beiden Kontrahenten aufeinander. Während sie sogleich heftig darüber zu streiten begannen, zu wessen Amtsbereich das Land des Goldenen Mannes gehörte, ahnten sie nicht, daß sich von Osten her bereits ein Dritter näherte. In der Zwischenzeit erfuhr Belalcazar die dramatische Geschichte Quesadas.

Quesada war im April 1536 aus Santa Marta aufgebrochen, der spanischen Kolonie an der Karibikküste. Im Gepäck trug er ein offizielles Dokument, das ihn als General der Infanterie und der Kavallerie des Heeres, dessen Aufgabe es war, den Rio Grande de Magdalena zu erforschen, auswies. Unter seinem Kommando standen über sechshundert Fußsoldaten, fünfundachtzig Reiter, einige Priester, ein Schatzmeister zur Sicherung des königlichen Fünftels der Beute und zwei Schreiber. Tag für Tag mühten sich die Truppen durch Hochwasser-

gebiete und Sümpfe, stets bedroht von Indios, Hunger und Krankheiten. Nach dreihundert Kilometern beschloß Quesada, sich vom Magdalena abzuwenden und landeinwärts die Kordilleren hinauf zu ziehen. Von seinen Truppen wollten lediglich zweihundert Männer noch bei ihm bleiben, die nur die Verheißung des nahen Schatzes vom Goldenen Mann bei der Stange hielt.

Doch waren sie nach den auszehrenden Strapazen der vergangenen Monate so zermürbt, daß sie — endlich im Chibcha-Reich angelangt — sich auf etwas stürzten, was ihnen in diesem Augenblick weit wertvoller erschien als Gold: Kartoffeln. In einer Siedlung entdeckten und raubten sie dann Masken und kunstvolle Bleche aus gehämmertem Gold, die von den Holzterrassen der Häuser wie Teppiche herabgingen.

Als Quesada und seine Männer mit ihrer goldenen Beute schließlich Zipaquira erreichten, kam es zur Schlacht mit dem großen Zipa, einem Chibcha-Fürsten, der den Süden des Landes beherrschte. Nach ihrem Sieg zogen die Spanier weiter in den nördlichen Teil des Chibcha-Reiches. Dort herrschte Zaque, der zweithöchste Würdenträger im Staat. Sein Palast stand in der Siedlung Tunja, aus Holz gefertigt, wie alle anderen Bauten, aber größer und üppig mit Goldblechen behangen. Mit nur 50 seiner besten Soldaten überfiel Quesada den Palast, ließ den Zaque ergreifen und alles plündern. Die Spanier fanden zentnerweise Gold und Smaragde.

Wo aber war der Goldene Mann? Man führte die Sieger über 3400 Meter aufwärts an einen See. Die Legende besagte, daß hier vor vielen Jahren ein flammender Körper auf die Hochebene von Guatavita gefallen sei und einen Krater gerissen habe, in dem sich Wasser sammelte. Die Menschen glaubten, daß mit jener feurigen Masse ein goldener Gott zur Erde gefahren sei und seitdem auf dem Grund des entstandenen Guatavita-Sees wohne. So erklärte sich auch die Zeremonie, die von jedem neu gewählten Herrscher verlange, als Goldener Mann dem Gott mit goldenen Geschenken zu huldigen. Dies sei das ganze Geheimnis. Es gäbe weder eine Goldene Stadt noch sonstige Goldquellen in diesem Land. Die Spanier starrten in den See und konnten es nicht glauben.

Der Goldene Mann führte auch den Deutschen Nikolaus Federmann in Versuchung. Er brach Ende 1537 von Venezuela in Richtung des Guatavita-Sees auf. Federmann war von dem Augsburger Bankhaus der Welser als Statthalter einer Küstenregion in Venezuela nach Südamerika entsandt worden. Die Welsers hatten von der spanischen Krone Kolonisationsrechte als Gegenleistung für eine Wahlhilfe bei der Bestellung König Karls zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation erhalten. Von den drei Parteien hatte Federmann mit 2000 Kilometern den längsten Weg zurückzulegen, von der baumarmen Steppe

durch die regendurchnäßte Montana, 3700 Meter hinauf in die Berge und weiter in die Hochebene der Chibcha. Mehr als zwei Jahre benötigte Federmann für die Strecke. Zuletzt waren er und seine Leute völlig abgemagert und nur noch mit Fellen bekleidet. Sie nahmen sich im Vergleich zu den mit stattlichen Rüstungen ausgestatteten Männern Belalcazars armselig aus.

Es war ein brisantes Zusammentreffen, das da im Frühjahr 1539 bei der indianischen Siedlung Bacata stattfand: drei ehrgeizige Goldjäger mit ihrer abgekämpften Truppen, die einander belauerten. Daß es friedlich blieb, lag wohl an dem annähernd ausgeglichenen militärischen Kräfteverhältnis. Zunächst einigten sich die drei Eroberer darauf, ihre Besitzansprüche auf El Dorado vor dem königlichen Hof in Spanien klären zu lassen und fürs erste eine Stadt zu gründen, indem man einen Bauplatz für die Kirche einrichtete und daneben ein Kreuz sowie einen Galgen aufstellte. So wurde Santa Fe de Bogota gegründet und das Ende des Chibcha-Reiches besiegelt. Drei Heere, aus drei Richtungen kommend, hatten bei ihrer gewalttätigen Suche nach dem Goldenen Mann in kurzer Zeit ein ganzes Volk vernichtet, seine Tempel niedergebrannt und seine Kultur und Handelswege zerstört.

Nach dem Abtransport des aus den Siedlungen der Indios geraubten Goldes richtete sich die Aufmerksamkeit der Eroberer zunehmend auf mögliche Schätze im Guatavita-See. Schon 1545 hatte Quesadas Bruder, Hernan, darauf gedrängt, das Wasser des Sees mit Kürbissen auszuschöpfen. Nach drei Monaten hatte sich auf diese mühselige Weise der Wasserstand tatsächlich um drei Meter gesenkt. In zeitgenössischen Berichten heißt es, daß sich in den ufernahen Bereichen tatsächlich etwas Gold fand.

35 Jahre später versuchte der reiche spanische Kaufmann Sepylveda erneut, den See trocken zu legen. Er verwandelte das Ufer in eine Großbaustelle, nahm Tausende Indios in seinen Dienst und ließ sie einen steilen Einschnitt graben, um das Wasser abzulassen. Als sich so der Wasserspiegel um einige Meter gesenkt hatte, stürzte der nicht ausreichend gesicherte Abflußkanal ein und begrub zahlreiche Menschen unter den Erdmassen. Der künstliche Einschnitt ist noch heute zu erkennen.

Einer der wenigen, den rein wissenschaftliche Neugier zum Guatavita-See führte, war Alexander von Humboldt. Im Jahre 1801 nahm er einige Untersuchungen vor und maß die Höhe der Berge am Seeufer. Ausgerechnet im Gefolge des großen Gelehrten entfachte sich ein neuer Goldrausch am El Dorado. Der heilige See fand keine Ruhe mehr. Mit allerlei Kanal- und Tunnelbauten, Dampfbaggern und Bohrern hofften Spanier und Briten, dem Goldenen Mann doch noch seine Schätze abzujagen.



Bild 4.6: Zeichnung des Guatavita-Sees, an dem das uralte Ritual des Goldenen Mannes stattfand, aus der Hand Alexander von Humboldts aus dem Jahr 1801.

Einen der spektakulärsten Versuche startete um die Wende zum zwanzigsten Jahrhundert die britische Gesellschaft Contractors Ltd., die für 24.000 Pfund die Rechte erwarb, den See trockenzulegen. Bauingenieure gruben einen Tunnel bis unter den See, der in dessen Mitte mündete. Schleusen sollten den Abfluß des Wassers regulieren und Bleifilter die goldenen Kostbarkeiten und Smaragde auffangen. Alles schien so zu verlaufen, wie man es sich gedacht hatte. Die Aktionäre der Gesellschaft erhielten optimistische Zwischenberichte, in denen sie staunend lasen, man habe in der Mitte des Sees und entlang dem Graben, der zum Tunnel führe, eine Tiefe von 30 Fuß erreicht. Viele wunderschöne Goldobjekte habe man schon gefunden, daneben kettenweise Smaragde und eine Menge fremdartiger alter Töpferwaren.

Als das Wasser weiter fiel, erkannten die Schatzjäger jedoch, daß der Grund des Sees aus einer mehrere Meter dicken Schlammschicht bestand. Diese war so weich, daß man darin versank. Schon am nächsten Tag hatte die Sonne diesen Schlamm ausgetrocknet. Ein Durchstoßen der Schicht war nicht mehr möglich. Als nach Wochen endlich Bohrgeräte eintrafen, war es zu spät. Der getrocknete Schlamm hatte die Schleusen und den Tunnel verstopft, das Wasser lief nach, und der See füllte sich wieder bis zu seiner ursprünglichen Höhe. Die Firma

geriet in Geldnot, obwohl 1910 goldene Fundstücke aus dem Guatavita-See im Wert von vielen hundert Pfund nach London geschickt worden waren. In der Folge versuchten sich noch zahlreiche weitere Gesellschaften an dem See, oft unter Einsatz jeweils modernster Suchgeräte und Taucher. Alle wollten El Dorados heilige, unterirdische Schatzkammer in ihren Besitz bringen. Es wurde erst ruhig um den Guatavita-See, als ihn die kolumbianische Regierung 1965 zum nationalen Kulturgut erklärte.

4.4 Sir Francis Drake und das spanische Gold

Sir Francis Drake gilt als der berühmteste Seefahrer des elisabethanischen Zeitalters (1500–1625). Dieser Ruf geht allerdings nicht nur auf seine überragenden seemännischen, sondern auch auf seine kriegerischen und räuberischen Unternehmungen zur See zurück.

Drake war im 16. Jahrhundert der erbittertste Gegner Spaniens und Bewinger der Armada. Drakes zeitlebens währende Privatfehde mit Spanien hatte wohl zwei Gründe. Zum einen waren Drake und sein Vetter Hawkins nach einer Sklavenexpedition in Afrika in dem kolonialspanischen Hafen San Juan de Ulea entgegen der Zusicherung sicheren Geleits vom spanischen Vizekönig angegriffen und aufgerieben worden. Dieser Verrat von San Juan diente allen englischen Seeleuten seither als Vorwand für einen 100 Jahre andauernden Kapernkrieg gegen Spanien. Der zweite Grund war Gold. Die Spanier preßten im 16. Jahrhundert ungeheure Goldmengen aus dem unterjochten Lateinamerika und schafften es in ihre Heimat. Dies versprach den Briten verlockende Beute. Nach dem Vorfall von San Juan verschrieben sich Drake und Hawkins daher der Seeräuberei. Auch damals galt bereits die Regel, daß ein Gegner am schwersten getroffen wird, wenn man ihm sein Gold stiehlt.

Drake erhielt bald ein eigenes Kommando und fuhr als Freibeuter gegen Spanien. Er erkundete seit 1571 die Landenge von Panama und überfiel dort im Winter 1572/73 einen spanischen Schatztransport, der zu Land unterwegs war. Die Beute hatte einen Wert von 40.000 Pfund. 1577 brach Drake erneut auf, diesmal mit fünf Schiffen und 160 Mann Besatzung. Unter anderem sollte er den sagenumwobenen Südkontinent Terra Australis erforschen, der auf der pazifischen Seite der Magellan-Straße vermutet wurde. Drake segelte die afrikanische Küste entlang und an den Kapverdischen Inseln vorbei. Zum Passieren der Magellan-Straße benötigten Drakes Schiffe nur 16 Tage. Am Ausgang der Straße wurde die kleine Flotte 1578 von einem Sturm zerstreut. Eins der Schiffe

sank. Ein zweites kehrte um. Das dritte, die *Golden Hind* mit Drake an Bord, wurde nach Süden verschlagen und erreichte Kap Hoorn. Drake segelte die chilenische Küste entlang nach Norden und überfiel zahlreiche spanische Städte und Galeonen, die nicht mit Feinden aus Europa rechneten. Dabei erbeutete er Gold und Silber im Werte von 600.000 Pfund. Ende Juli 1579 segelte er weiter nach Westen, wo er nach zwei Monaten die Marianen erreichte. Anschließend passierte er die Philippinen und steuerte die Molukken an. Die nächste Station war die Insel Jawa, von der er 1580 abfuhr. Im Juni des Jahres umsegelte Drake das Kap der Guten Hoffnung, und am 26. September 1580 erreichte er den Heimathafen Plymouth. Somit hatte er, vermutlich ungeplant, die erste britische und nach Magellan die zweite Weltumsegelung überhaupt vollbracht. Seine reiche Beute sicherte seinen zumeist heimlichen Förderern und Geldgebern, unter ihnen Königin Elisabeth I, einen 4000%igen Gewinn auf ihre Auslagen. Für seine Verdienste wurde er von Elisabeth I zum Ritter geschlagen und durfte sich fortan Sir Francis Drake nennen.

4.5 Die Schatzinsel

Die Kokosinsel, rund 160 Seemeilen vom südamerikanischen Festland entfernt, gilt als klassische Schatzinsel. Das nur 24 Quadratkilometer große Basalteiland diente jahrhundertlang Piraten als Versteck ihrer Beute. Der winzigen von Kokospalmen und Orchideen überwucherten Insel im Pazifik gab im Jahr 1684 der englische Freibeuter William Dampier ihren noch heute gültigen Namen.

Die steil aus dem Pazifik aufragende Felseninsel gehört heute zu Costa Rica und weist eine Durchschnittstemperatur von 26 °C bei einer Luftfeuchtigkeit knapp unter 100% auf. Sie beflügelte immer wieder die Phantasie von Abenteurern, unter anderem regte sie Robert Louis Stevenson zu seinem Buch *Die Schatzinsel* an. Unter Piraten war sie wegen ihrer abgeschiedenen Lage als Versteck und als Nahrungsmittel- und Frischwasserdepot geschätzt. Experten vermuten auf der kleinen Insel Schätze in einem Gesamtwert von mehreren Milliarden Dollar. Während des goldenen Zeitalters der karibischen Piraten war die Insel dicht bewachsen und völlig unwegsam. Jeder vergrabene Schatz war deshalb bald unter einer dicken Pflanzenschicht verschwunden. Einsame Buchten mit geschützten Ankerplätzen ließen es außerdem zu, daß Piraten heimlich einlaufen konnten, um ihre Beute an Land zu bringen und zu verstecken. Von der Kokosinsel existieren zahlreiche, größtenteils gefälschte Schatzkarten, so daß Schatzsucher nur selten erfolgreich waren.

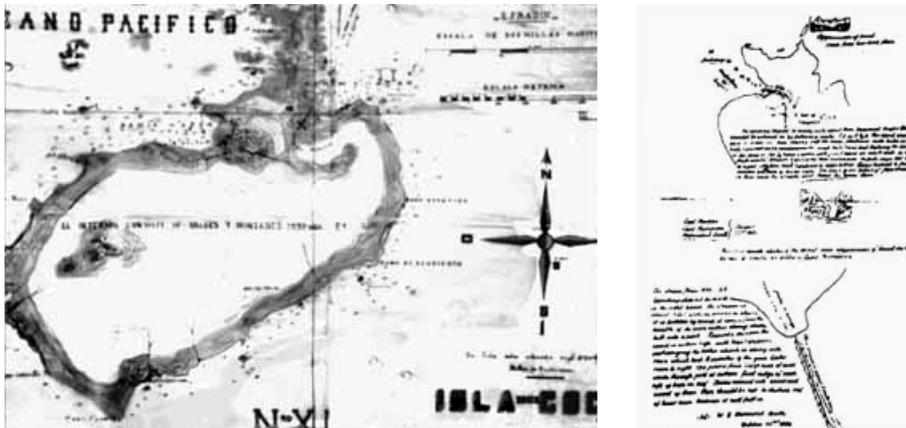


Bild 4.7: Zwei alte Schatzkarten der Kokosinsel.

Hunderte von Expeditionen fanden allein im 20. Jahrhundert statt. Die Abenteurer hatten es vor allem auf vier Verstecke abgesehen. Der erste Schatz soll auf der Kokosinsel bereits im Jahr 1686 deponiert worden sein. Der Engländer Edward Davis gehörte während dieser Zeit zu den berühmtesten Piraten und benutzte damals die Kokosinsel als Aufbewahrungsort für seine Goldbeute aus gekaperten spanischen Schiffen und geplünderten spanischen Häfen. So gehörte zu seinen besonderen Erfolgen die Eroberung und Plünderung der Städte Leon in Nicaragua und Guayaquil in Ecuador. Davis hatte sein Hauptquartier auf Jamaika, traute jedoch seinen räuberischen Kumpanen nicht über den Weg und segelte bei Geldbedarf immer wieder zur Kokosinsel. Als er um das Jahr 1702 spurlos verschwand, war sein Depot noch lange nicht erschöpft. Es wartet bis heute auf einen Entdecker.

Der zweite große Schatz war der des Seeräubers Dominico Pedro Benitez, der unter dem Namen Benito Bonito die Meere terrorisierte. Sein größter Schlag gelang ihm 1819. Benito Bonito hatte von einem Goldtransport erfahren, der von Mexico City nach Acapulco unterwegs war. An Land überfiel er den Transport, tötete die Bewacher und brachte das Gold auf die Kokosinsel. Später, bei weiteren Raubzügen, wurde sein Segler vor der Küste Jamaikas von einem britischen Kriegsschiff geentert. Dabei schoß er sich eine Kugel in den Kopf und nahm das Geheimnis seines Verstecks mit ins Grab.

Der dritte bedeutende Schatz der Insel ist der des Piraten Bennet Grahame. Mehr als 100 Jahre nach Davis versteckte der Seeräuber auf der Kokosinsel eine Beute von mutmaßlich mehreren Tonnen Gold, das er einem spanischen Transport abgenommen hatte. Vor seiner Piratenlaufbahn war Grahame ein erfolgreicher Kapitän der englischen Marine gewesen und hatte sogar an der Schlacht von Trafalgar teilgenommen. Zum Versteck seines Schatzes existierten genaue Wegbeschreibungen, an die sich später seine Geliebte Mary in England noch gut erinnern konnte. Trotz ihres Wissens wurde sie später als Gefangene nach Australien deportiert. Im Jahre 1854 kam sie mit ihrem Ehemann zur Kokosinsel zurück, um den Goldschatz zu suchen. Die Landschaft der Insel hatte sich allerdings in der Zwischenzeit vollkommen verändert, und die Bäume mit den Markierungen waren verschwunden. Das Gold blieb verschollen, und die Schatzsucher gingen leer aus.

Der vierte und vielleicht berühmteste Schatz auf der Insel ist der legendäre Staats- und Kirchenhort von Lima, der seit 1821 als verschollen gilt. Lima war damals eine der reichsten Städte der Welt. Dort lag das Zentrum der spanischen Verwaltung Lateinamerikas und die Hauptstadt des spanischen Vizekönigs José de la Cerna. Hier wurde alles Gold und Silber Südamerikas gesammelt, bevor es auf die Reise nach Spanien ging.

Mit dem Anbruch des 19. Jahrhunderts begannen in Südamerika die Unabhängigkeitskriege. Peru wurde im Nordosten von Simon Bolivar bedroht, im Süden von der Armee des José de San Martín. Vor der Küste kreuzte Admiral Thomas Lord Cochrane, zehnter Graf von Dundonald. Im Jahr 1817 hatte er das Kommando über die chilenische Kriegsflotte übernommen. Als Bolivars Soldaten anrückten, gab sich Lima im Jahre 1821 geschlagen, noch ehe ein einziger Schuß gefallen war.

Die reichen spanischen Familien und insbesondere die Kirche versuchten nun, ihre Schätze vor den Aufständischen in Sicherheit zu bringen. Es handelte sich um riesige Vermögenswerte. Insbesondere der Kirchenschatz von Lima soll in seinem Umfang an die Schätze der Inka erinnert haben. Zu ihm gehörte eine überlebensgroße Madonna aus reinem Gold mit einem Gewicht von 390 Kilogramm. Die Figur war angeblich mit über tausend zum Teil hühnereigroßen Edelsteinen besetzt. Dazu kamen Kisten mit Gold, Silber und Juwelen. Eine der Kisten enthielt 3840 geschliffene sowie 4265 ungeschliffene Edelsteine. Schnellstens wurden die Schätze in das Fort der Hafenstadt Callao gebracht. Der Weitertransport war problematisch, denn die Schiffe der spanischen Flotte standen nicht mehr zur Verfügung. Der spanische Vizekönig und die kirchlichen Würdenträger suchten nach freien Transportkapazitäten und fanden als einziges

Schiff die *Mary Dear*, ein englisches Handelsschiff aus Bristol, das dem biederen Schotten William Thompson gehörte und in Lima vor Anker lag. Kapitän Thompson genoß bei den Behörden einen guten Ruf und erhielt den Auftrag, die Schätze an Bord zu nehmen, um auf hoher See auf weitere Anordnungen zu warten. Am 19. August 1921 trug Admiral Cochrane in sein Logbuch ein: „Die Spanier sind heute erleichtert und gestärkt, denn Limas Reichtümer, welche viele Millionen Pfund wert sind, konnten in Sicherheit gebracht werden.“ Doch er hatte sich getäuscht. Als der Erste Offizier von Thompson, der Schotte Forbes, Gold und Juwelen sah, wurde er geldgierig und schmiedete einen Plan, die Besatzung auf See zu einer Meuterei aufzuwiegeln und in den Besitz des Schatzes zu gelangen. Kaum war die *Mary Dear* mit der kostbaren Fracht, einer Begleitmannschaft königstreuer spanischer Soldaten und einigen Priestern auf hoher See, wurden die unliebsamen Gäste ermordet und über Bord geworfen. Kapitän Thompson wurde anschließend gezwungen, das Schiff unter dem Kommando der Meuterer weiter zu führen. Thompson fürchtete spanische Verfolger und lief die Kokosinsel an, um die riesigen Mengen an Gold und Juwelen zu verstecken. Kaum zwei Wochen darauf ankerte die *Mary Dear* vor der Kokosinsel in der Chatham Bucht. Elf Bootsladungen mit Gold, Silber und Edelsteinen wurden in ein ausgehobenes Loch zwischen Ebbe- und Flutlinie gelegt und mit Geröll getarnt. Die Schätze sollten später von der Besatzung ungestört abgeholt werden. Kaum hatte die *Mary Dear* die Kokosinsel verlassen, als sie auf die spanische Fregatte *Espiegle* traf, die dem Schatztransport gefolgt war.

Die Spanier kaperten das Piratenschiff und hängten die gesamte Besatzung mit Ausnahme von Thompson und dem ersten Offizier auf. Thompson und sein Offizier blieben nur am Leben, weil sie versprochen hatten, den Spaniern das Versteck des Goldes zu zeigen. Die spanische Fregatte segelte zur Kokosinsel zurück, um den Schatz zu bergen. Im dichten Unterholz der Insel konnten Thompson und Forbes allerdings fliehen und sich verstecken. Die Spanier suchten mehr als eine Woche erfolglos nach ihnen und verließen danach die Insel. Erst 1822 wurden beide von der Besatzung eines Walfangschiffes aufgelesen und an der Küste Costa Ricas abgesetzt. Der erste Offizier verstarb bald darauf an Gelbfieber. Um Thompson, der nach Neufundland geflüchtet war, wurde es anschließend still. Trotz aller Mühen gelang es ihm nicht, Geldgeber für eine Expedition zur Kokosinsel zu finden. Während seiner letzten Jahre lebte Thompson mit dem Seemann John Keating zusammen, dem er kurz vor seinem Tod 1846 eine Karte der Kokosinsel mit den Markierungen des Verstecks anvertraute. Im gleichen Jahr fand Keating einen Geldgeber, einen gewissen Boeck, mit dem er die Brigantine *Edgcombe* charterte, um zur Kokosinsel zu

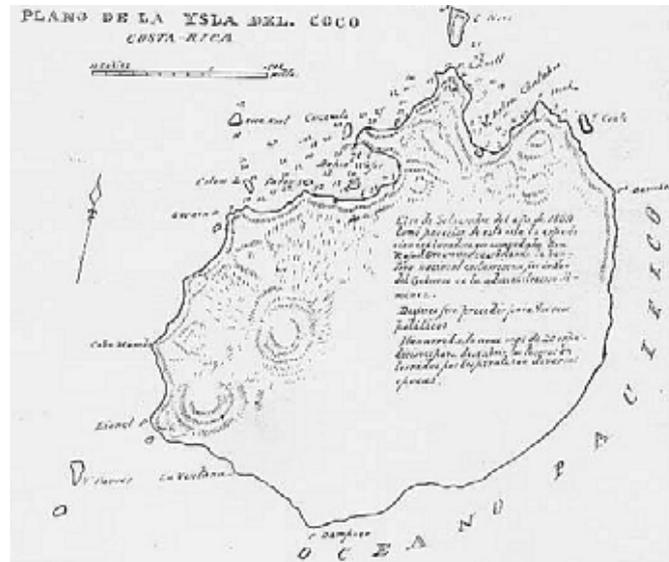


Bild 4.8: Schatzkarte der Kokosinsel aus dem Jahr 1883.

reisen. Unglücklicherweise wurden sie belauscht, und der Kapitän des Schiffes verlangte für sich und seine Mannschaft einen Anteil an dem Schatz. Keating und Boeck weigerten sich und mußten mit dem Beiboot der *Edgecombe* fliehen, während diese in der Waver Bucht vor Anker lag. Die Besatzung der *Edgecombe* suchte vergeblich nach dem Schatz und gab schließlich auf. Nach dem Verlassen der Insel blieben das Schiff und seine Mannschaft verschollen. Die beiden Flüchtigen blieben auf der Insel zurück und fanden das Gold mit Hilfe von Thompsons Schatzkarte. Keating hat später behauptet, sie hätten den Schatz in einer großen Höhle gefunden, darunter mehrere Kisten mit Goldmünzen und -barren, Silber und Edelsteine, juwelenbesetzte Schwerter und die goldene Statue der Jungfrau. Sie hätten das Beiboot mit Nahrungsmitteln, Wasser und so viel Schätzen beladen, wie es ihnen möglich war und sich auf den Weg nach Panama gemacht. Einige Wochen darauf kam Keating alleine in Puntarenas an. Bei der anschließenden Vernehmung gab er an, Boeck sei unterwegs gestorben und er habe ihn über Bord werfen müssen. John Keating kehrte als einziger Überlebender der Expedition nach Neufundland zurück. Angeblich unternahm

er in den folgenden Jahren noch zwei weitere Fahrten zur Schatzinsel. Auch wenn über diese Expeditionen keine Quellen vorliegen, so ist doch überliefert, daß Keating als reicher Mann in Neuschottland starb. Zuvor soll er eine seiner Schatzkarten an einen gewissen Thomas Hackett weitergegeben haben.

Viele weitere Expeditionen folgten, etwa die des englischen Admirals Henry Palliser, der 1897 mit seinem Flaggschiff an der Insel anlangte und sich eigenmächtig auf die Suche begab. Er erhielt deshalb von der englischen Admiralität einen Verweis und nahm seinen Abschied. Mit Earl Fitzwilliam, einem vermögenden englischen Adligen, kehrte er 1904 zur Kokosinsel zurück, um in großem Rahmen und mit Sprengstoff nach dem Schatz zu suchen. Als bei einer Explosion allerdings Helfer getötet wurden und sich Fitzwilliam selbst verletzte, gaben sie auf und reisten ab.

Am 31. Januar 1884 wurde der einstige Piratenstützpunkt im Namen Kaiser Wilhelms von einem gewissen Kapitän Schwarz vom Dampfer Neko als Kolonialgebiet gleich vollständig in Besitz genommen. Ein peinlicher Irrtum, denn bereits seit 1869 gehörte die Insel zum Staatsgebiet Costa Ricas.



Bild 4.9: Der deutsche Gouverneur der Kokosinsel, August Gissler, und sein *Palast*.

Auf die längste Schatzsuche der Geschichte der Kokosinsel begab sich der Deutsche August Gissler, der rund 20 Jahre lang auf der Insel lebte. Durch Erlaß des costaricanischen Präsidenten wurde er am 11. November 1897 sogar zum ersten und bislang einzigen Gouverneur der Kokosinsel ernannt. Gissler

besaß eine alte Schatzkarte, die angeblich von Thomas Hackett stammte. Er war sich sicher, bald große Schätze zu finden, und versprach Geldgebern eine Kiste mit Edelsteinen, die er angeblich bereits gefunden hatte und nur noch abholen mußte. Um seinem Plan eine sichere wirtschaftliche Grundlage zu geben, gründete er eine Kolonie mit deutschen Einwanderern, die Plantagen mit Obst und Tabak anlegten, sich allerdings nicht dauerhaft auf der Insel halten konnten. Nach der Jahrhundertwende gab Gissler wegen Erfolglosigkeit seine Schatzsuche auf und ging in die USA, wo er 1930 verarmt starb. Bis auf 33 Goldmünzen und einen goldenen Handschuh hatte er nach zwanzig Jahren nichts gefunden. Nur zwei Jahre nach Gisslers Tod wurde der Schatz des Domingo Pedro Benitez von zwei Schatzsuchern mit Hilfe des gerade entwickelten Metalldetektors entdeckt, mehr oder weniger an der beschriebenen Stelle.

Viele weitere Forscher und Glücksritter folgten, unter ihnen so bekannte wie der amerikanische Präsident Roosevelt, der französische Meeresforscher Cousteau oder der deutsche *Seeteufel* Graf Luckner. Mittlerweile ist die Kokosinsel offiziell ein Nationalpark, und die Lizenzen zur Goldsuche sind nur gegen hohe Gebühren erhältlich. Die Regierung läßt die Kokosinsel von Soldaten überwachen, um weniger finanzkräftige Schatzsucher fernzuhalten.

4.6 Die Kunst der Beutenahme

Der Raub von Kunstgegenständen zu Kriegszeiten hat eine lange und wenig rühmliche Tradition, die bis in die Antike zurückreicht. Kriege waren und sind günstige Gelegenheiten für die Sieger, eigene Kunstsammlungen aus den Beständen der Besiegten aufzustocken.

Kunstwerke besitzen nicht bloß Geldwert, sondern sie symbolisieren die über das Alltägliche hinausgehende Identität einer Gesellschaft und sind Träger regionaler oder nationaler Ideale und moralischer Vorstellungen. Eroberung und Plünderung von Kulturgütern bedeutet somit Unterwerfung und Übernahme der gegnerischen Kultur.

Als beispielsweise Xerxes im 5. Jahrhundert v. Chr. Athen heimsuchte, ließ er nicht nur die Stadt brandschatzen, sondern darüber hinaus das Abbild städtischen Selbstbewußtseins, die weithin berühmte Statuengruppe der Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton, nach Persien schaffen. So groß war der Symbolgehalt dieses Kunstwerks, daß Alexander der Große anderthalb Jahrhunderte später, als er in seinem Rachefeldzug das persische Reich zerstörte, das wiedergewonnene Kunstwerk als Geschenk an die Athener zurückgab.

Im Zuge der römischen Expansion fielen reiche Kulturzentren wie Syrakus, Tarent und Korinth regelrechten Plünderungssorgen zum Opfer. Ganze Tempel wurden Stein für Stein nummeriert, abgetragen und in Rom wieder errichtet. Im Laufe der Jahrhunderte gelangten auf diese Weise unermessliche Schätze als sogenannte Spolien in den Besitz Roms. Im 4. Jahrhundert n. Chr. verlagerte sich das Zentrum des Römischen Reiches nach Osten, Konstantinopel trat die Nachfolge Roms an. Die berühmte Schlangensäule der verbündeten griechischen Staaten, die 479 v. Chr. die Perser geschlagen hatten, wurde von Delphi an den Bosphorus gebracht. Nur noch ihr Stumpf ist im ehemaligen Zirkus erhalten, die Schlangenköpfe wurden verschleppt oder eingeschmolzen.



Bild 4.10: Beutekunst in Venedig: Pferde (Konstantinopel); Tetrarchen (Rom).

Zahlreiche Beispiele für Beutekunst finden sich auch in Venedig. Die Stadt an der Lagune ist ein Lehrstück für das Wechselspiel zwischen politischer und kultureller Expansion. Besonders auffällig ist die Gruppe von vier überlebensgroßen vergoldeten Bronzepferden, die von ihren Standplätzen unterhalb der großen Fenster der Kirche von San Marco auf den Markusplatz hinabblicken. Die abenteuerliche Reise jener vier Pferde führt bis ins Zeitalter der Kreuzzüge

zurück. Im Jahr 1204, der vierte Kreuzzug war von seiner ursprünglichen Route nach Ägypten weit abgewichen, lagerte das Kreuzfahrerheer vor Konstantinopel, wohin es durch die Intrigen des deutschen Kaisers und des Dogen von Venedig geführt worden war. Am 13. April begann der letzte Sturm auf die Stadt, die nach ihrer Eroberung einer beispiellosen Plünderung anheimfiel. Aus dem prachtvollen Hippodrom nahe der Hagia Sophia verschleppten die Venezianer das Kunstwerk, das schließlich leicht beschädigt in die Lagunenstadt gelangte.

Auch die Wikinger taten sich auf ihren Raubzügen durch großes Kunstinteresse hervor – manche Klöster besuchten sie in einer Saison gleich zweimal. Napoleon gründete die erste Spezialeinheit für gezielte Kunstverschleppung in der Militärgeschichte und bestückte mit den schönsten Beutestücken aus eroberten Ländern den Louvre.

Hermann Görings Abgesandte aus Hitlerdeutschland perfektionierten das System des Kunstraubes in einer Weise, die ihresgleichen in der Welt sucht. In großem Stil wurde erpreßt, geplündert und mit Vorliebe in gesammeltes kulturelles Erbe eingegriffen, um die im Krieg Unterlegenen zusätzlich zu demütigen. So kann es nicht verwundern, wenn seit 1943 von der Anti-Hitler-Koalition systematisch Listen aller beweglichen deutschen Kulturgüter erarbeitet wurden. Eine Interpretation der damit verbundenen Absicht findet sich 1945 in einem Protokoll der 22. Sitzung des Alliierten Kontrollrates: *„Im Falle, daß Eigentum durch den Feind zerstört wurde oder aber als Ergebnis einer Feindeinwirkung seinen Wert verloren hat, ergibt sich das Recht, dieses durch identisches oder vergleichbares Eigentum zu ersetzen.“* Deutschland sollte also für Kunstgüter, die während des Krieges in besetzten Ländern verloren gegangen waren und zwei Jahre danach nicht wieder aufgefunden wurden, gleichrangigen Ersatz leisten, und zwar aus Beständen seiner öffentlichen wie privaten Museen. Spezialeinheiten der Westalliierten und Trophäenbrigaden der Sowjetunion ermittelten entsprechende Zielobjekte. Damit war auch das Schicksal des Schatzes von Troja vorerst besiegelt.

1926 wurde Wilhelm Unverzagt Direktor des Vor- und Frühgeschichtlichen Museums in Berlin und damit auch Herr über den vermeintlichen Schatz des Priamos. Er hielt ihn für unersetzlich und vermerkte dies ausdrücklich auf einer entsprechenden Liste, zu deren Erstellung er von der Berliner Museumsverwaltung 1934 aufgefordert worden war. Nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs verwahrte Unverzagt den Schatz in einem Tresor. Obgleich NSDAP-Mitglied und dem Hitlerregime gegenüber loyal, entzog sich der Wissenschaftler einem ausdrücklichen Führerbefehl, wonach unersetzliche Kulturschätze ohne Ausnahme aus Berlin in sichere Verstecke ausgelagert werden sollten, und beließ

den Schatz zunächst im Museumstresor. Anfang April 1945 schließlich wurden die wichtigsten Kunstwerke aus Unverzagts Museum in das Salzbergwerk Grasleben abtransportiert. Der Schatz des Priamos blieb jedoch auf Unverzagts Wunsch hin in Berlin, allerdings nicht mehr in einem Tresor, sondern zusammen mit der alteuropäischen Goldsammlung des Museums in drei versiegelten Kisten im Berliner Flakturm am Zoo. Dieser Turm gehörte zu Festungsteilen, die die Hauptstadt vor Bombenangriffen schützen sollten: mächtige Betonkonstruktionen mit meterdicken Mauern, auf denen Flakabwehrkanonen standen. Der Flakturm am Zoo wurde zugleich das wichtigste Kunstdepot der Reichshauptstadt. Dort lagerte auch die Büste der altägyptischen Königin Nofretete und der berühmte Pergamonaltar.

Draußen kehrte derweil der von den Nazis entfesselte Krieg zu seinem Ausgangspunkt zurück und tobte seinem Ende entgegen. Drei Tage lang, vom 28. bis zum 30. April 1945, lag der Flakturm unter starkem Beschuß der Roten Armee. In einem Brief sprach Unverzagt von ca. 4000 Schuß aller Kaliber. Er erwähnte auch zahlreiche Verwundete, die zu seiner Besorgnis in dem Raum untergebracht wurden, in dem auch seine Goldkisten standen. Spätestens von diesem Tage an hatte Wilhelm Unverzagt, der den Turm bis zum 3. Mai 1945 nicht mehr verließ, auch in diesem Raum geschlafen. Auf Verlangen des leitenden Sanitätsoffiziers wurde der Flakturm am 1. Mai an die sowjetischen Truppen übergeben. Unverzagt wurde zum Direktor des Flakturm-Museums ernannt und erhielt einen Ausweis in russischer Sprache. Dieser enthielt die Bestätigung, daß der Museumsbesitz ab sofort in die Obhut der sowjetischen Kommandantur übernommen worden sei.

Unverzagt zögerte nicht, die im Turm gelagerten Museumsschätze an die sowjetische Militärführung zu übergeben. Er hoffte, sie würden auf diese Weise unversehrt bleiben und könnten durch Verhandlungen später wieder in deutschen Besitz gebracht werden. Am 26. Mai wurde der gesamte Troja-Schatz von einer sowjetischen Expertenkommission abgeholt und am 30. Juni nach Rußland abtransportiert. Am 9. Juli wurden die Kisten vom Moskauer Flughafen in das Staatliche Puschkin-Museum gebracht. Der Inhalt wurde in Spezialakten verzeichnet. Insbesondere die Hauptakte Nr. 83 belegt, daß praktisch die gesamte Schliemannsche Hinterlassenschaft somit seit Kriegsende in Moskau lagert. Dieses aufsehenerregende Recherche-Ergebnis lieferten 1991 die russischen Kunsthistoriker Koslow und Akinscha und widerlegten damit die immer wieder verleugnete Existenz des Troja-Goldes in Moskau. Inzwischen wird der Schatz wieder ausgestellt und erste Verhandlungen über dessen Rückführung nach Deutschland wurden aufgenommen.

4.7 Das Raubgold der Nazis

Die Nazis begingen Gold- und Kunstraub während des zweiten Weltkrieges in systematischer Weise zur Finanzierung des Krieges. Die Reichsbank hatte als damalige deutsche Zentralbank an diesem System wesentlichen Anteil. Wissentlich verleihte sie das in den besetzten Gebieten gestohlene Gold in ihre Reserven ein. Die Reichsbank war auch bei der Konvertierung von Goldmünzen, Juwelen und Zahngold der KZ-Opfer in Vermögenswerte des berüchtigten SS-Kontos *Melmer* behilflich, organisierte den Verkauf oder die Pfändung der Beute aus Konzentrationslagern und regelte das Einschmelzen eines Teils dieses Goldes zu Barren. Durch das Umschmelzen wurde die Herkunft des Metalls verschleiert.

Als Deutschlands Handelspartner während des Krieges die Annahme von Reichsmark zunehmend verweigerten, zahlten die Nazis die für den Krieg notwendigen Rohstoffe und Güter in Form von Gold. Die Hauptempfängerländer waren die Schweiz, Schweden, die Türkei, Portugal und Spanien. Zwischen Januar 1939 und Juni 1945 transferierte Deutschland Gold im Wert von 400 Millionen Dollar mit einem heutigen Gegenwert von 4 Milliarden Dollar allein an die Schweizerische Nationalbank in Bern. Die bei der Reichsbank in Berlin verbliebenen Goldreserven nahmen gegen Ende des Krieges einen mitunter abenteuerlichen Weg.

Anfang 1945 war die militärische Lage von Berlin hoffnungslos geworden. Von Osten rückte die Rote Armee unaufhaltsam auf die Reichshauptstadt vor. Aus der Luft stand Berlin unter unablässigem Bombardement. Am 3. Februar wurde auch das Gebäude der Reichsbank schwer getroffen. Die Währungshüter begannen danach unverzüglich mit der Evakuierung des Goldes. Mitte Februar verließ ein Spezialzug die Hauptstadt und brachte den Großteil der Rücklagen nach Thüringen, wo sie in einem Bergwerk bei Merkers eingelagert wurden. Hier wurden sie von den anrückenden amerikanischen Truppen am 7. April entdeckt und konfisziert.

Allerdings war nicht das gesamte Gold der Nazis nach Thüringen verfrachtet worden. Ein Rest von etwa 10% der Reichsbankbestände lagerte noch in den Kellergewölben des Berliner Gebäudes. Knapp einen Monat vor Kriegsende beschloß der damalige Präsident der Reichsbank, Walther Funk, nach Rücksprache mit Adolf Hitler, auch den Rest des Goldes aus Berlin fortzuschaffen.

Ziel des Goldes waren die bayerischen Berge, Hitlers Alpenfestung. Am 14. April verließen zwei Sonderzüge Berlin, die Devisen und andere Wertgegenstände geladen hatten. Etwas später folgte ein Kolonne von Lastwagen mit Goldbarren. Trotz der ständigen Gefahr, von Tieffliegern angegriffen zu wer-

den, erreichten die Konvois am 19. April München. Die sich rasch dramatisierende militärische Lage zwang Reichsbankpräsident Funk, bei der Suche nach einem sicheren Versteck zu improvisieren. Er kontaktierte Oberst Franz Pfeiffer, den Kommandanten der Gebirgsjägerschule in Mittenwald bei Garmisch-Partenkirchen. Pfeiffer war als pflichtbewußter Wehrmachtsoffizier bekannt und hatte fortan für die Sicherheit dieses Teils des deutschen Reichsschatzes zu sorgen. Am 22. April trafen schwer beladene Lastwagen in der Kaserne ein. Oberst Pfeiffer sah sich plötzlich der Aufgabe gegenüber, in dem kleinen Bergdorf Mittenwald riesige Mengen von Gold und sonstigen Wertgegenständen möglichst unauffällig zu verstecken. Dem Offizier war längst klar, daß bewaffneter Widerstand gegen die Alliierten sinnlos geworden war. Trotzdem wollte er den letzten Befehl Hitlers so gut wie möglich erfüllen. Zusammen mit einigen Untergebenen vergrub er daher Ende April die Schätze, die ihm Walther Funk auf den Kasernenhof gestellt hatte.

Dann kam der 8. Mai 1945. Der Krieg war zu Ende. Die Soldaten in Mittenwald verließen die Kaserne. Gleichzeitig begannen in der Gegend die ersten Gerüchte über einen geheimnisvollen Goldschatz zu kursieren, welcher hier in den letzten Tagen des Krieges versteckt worden sei. Tatsächlich hatte es genug Augenzeugen gegeben. Viele Soldaten hatten beim Be- und Entladen der Lastwagen geholfen. Einige waren auch zum Vergraben des Schatzes eingeteilt gewesen. Die nächtlichen Vorgänge waren also kaum geheim geblieben. Die Gerüchte kamen auch den amerikanischen Truppen zu Ohren, deren Agenten bereits die Evakuierung des Goldes aus Berlin beobachtet hatten.

Oberst Pfeiffer hatte das Goldversteck mit einigen Soldaten noch bis nach Kriegsende bewacht. Schließlich gab er auf und legte die Uniform ab. Um einer Verhaftung durch die Alliierten zu entgehen, gab er einen Teil seines Wissens für das Versprechen preis, von den Fahndungslisten der amerikanischen Militärpolizei gestrichen zu werden. Er stellte sich Anfang Juni den Besatzungsbehörden und versprach, diese zum gesuchten Reichsbank-Schatz zu führen. Eines Nachts fuhr er mit einem kleinen Trupp amerikanischer Soldaten auf einem Lastwagen in den Wald. Die Expedition kehrte am anderen Morgen mit insgesamt 8 Millionen Dollar (heute knapp 60 Millionen Dollar) zurück.

Dem verantwortlichen Offizier war diese Fracht unheimlich, weshalb er sich ihrer so rasch als möglich zu entledigen suchte. Er fuhr zum Stadthaus von Garmisch-Partenkirchen, wo der Kommandant der lokalen Militärverwaltung residierte. Dieser nahm die kostbare Fracht entgegen, und in diesem Gebäude verliert sich auch deren Spur. Auf jeden Fall scheint sie nie bei der alliierten Sammelstelle für konfiszierte Vermögenswerte, der *Foreign Exchange Depos-*

tory in Frankfurt, angekommen zu sein. Doch Pfeiffer hatte den Amerikanern nicht sein ganzes Wissen preisgegeben. Die Lage der beiden größten Verstecke behielt er für sich. Diese Rechnung hatte er allerdings ohne seine ehemaligen Soldaten gemacht, welche nach und nach den Amerikanern ihr Wissen ebenfalls mitteilten, um einer Verhaftung zu entgehen. Oberst Pfeiffer wurde nun vor die Wahl gestellt, alle Verstecke zu verraten oder ins Gefängnis zu gehen. Er entschied sich für ersteres. Auf Grund seiner Hinweise räumte ein amerikanisches Kommando in der Nacht vom 1. zum 2. August das Versteck in Oberau. Es enthielt 400.000 Dollar, die in das Divisionshauptquartier in Garmisch gebracht wurden. Was danach mit dem Geld geschah, ist nicht bekannt.

Kurze Zeit später tauchten die Grabungstrupps beim letzten Versteck auf, das sich im Haus der Brüder von Blücher in Garmisch befand. Sie fanden erneut insgesamt etwa 400.000 Dollar. Ein amerikanischer Geheimdienstoffizier räumte das Geld in den Kofferraum seines Wagens und fuhr davon. Nachdem das Geld zunächst auf ein Konto der Besatzungsbehörden bei der Münchner Landeszentralbank eingezahlt worden war, verschwand es kurz darauf spurlos. Im Gegensatz dazu fanden alle im Auftrag des Reichsbankpräsidenten Funk in Mittenwald versteckten 728 Goldbarren den Weg nach Frankfurt und gingen schließlich im Goldpool der *Tripartite Gold Commission* auf.

Aber damit endete die Geschichte des Nazi-Raubgoldes noch keineswegs. Nach Angaben von Henrietta von Schirach, der Frau des ehemaligen Reichsjugendführers Baldur von Schirach, vermutet man einen zweiten geheimen Goldtransport aus der Hauptstadt heraus. Auch dieser soll im April 1945 mit riesigen Mengen an Gold, Devisen, Diamanten und Quecksilber Berlin Richtung Süden verlassen haben.

Daß dieser zweite Schatz in den ansonsten penibel geführten Büchern der Reichsbank nirgendwo Erwähnung findet, wird plausibel, wenn man berücksichtigt, daß das Außenministerium, die Waffen-SS und die Abwehr eine Reihe schwarzer Kassen angelegt hatten, die es nun gegen Kriegsende ebenfalls zu sichern galt. Genaues Ausmaß und Verbleib dieser Werte sind bis heute ungeklärt. Beispielsweise brachte der amerikanische Chefankläger bei den Nürnberger Prozessen, Robert Kempner, in einem Brief vom 28. Dezember 1948 an die amerikanische Militärregierung in Berlin die Frage nach dem Verbleib einer schwarzen Kasse aus Ribbentrops Außenministerium vor, die einen Umfang von 15 Tonnen Gold gehabt haben soll.

4.8 Die Krieger des Herrn — das verlorene Gold der Tempelritter

Im Jahre 1307 vernichteten König Philipp der IV. (der Schöne) von Frankreich und Papst Clemens V. den Orden der Tempelritter. Diese Bruderschaft, nach Salomons Tempel in Jerusalem benannt, war 1118 durch Bernard von Clairvaux zum Schutz der Pilger gegründet worden, die am Kreuzzug teilnahmen.

Bis zum Jahre 1128 waren die Templer zunächst Laien ohne Ordensstatus. Sechs Templer, die 1128 aus dem Heiligen Land nach Frankreich zurückkehrten, ersuchten zehn Jahre nach Gründung ihrer Ritterschaft um die Anerkennung ihrer Gemeinschaft als Orden mönchischer Konstitution. Die wurde von Papst Honorius auf dem Konzil von Troyes gewährt, verbunden mit den Privilegien, die den Boden für den zukünftigen Einfluß des Ordens bereiteten. Seit diesem Jahr unterstanden sie allein der Gerichtsbarkeit des Papstes. Die Ritter legten das priesterliche Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armut ab. Arm blieben sie allerdings nicht lange. Während der Kreuzzüge machten sie glänzende Geschäfte, sogar mit den feindlichen Sarazenen. Die Templer vergaben Kredite und wurden zu den mächtigsten Bankherren des Mittelalters.

In der Schlacht von Akkon wurde das Christenheer im Jahre 1291 im Heiligen Land vernichtend geschlagen. Die Templer zogen sich nach Zypern zurück und konzentrierten sich auf das, was sie noch besser konnten als Kriegführen: Geld verdienen. Ihr damaliges jährliches Einkommen wird heute auf 100 Millionen Franken geschätzt, Milliarden in heutiger Währung. Sie waren eine neue Macht im Staate und residierten in ihrem festungsartigen Zentrum, dem sogenannten *Temple* in Paris.

Aus Neid und Furcht vor der anwachsenden Macht der Templer im Zentrum seines Königreiches und vermutlich auch aufgrund erdrückender Schuldenlasten zettelte Philipp IV. eine Verschwörung gegen den mächtigen Orden an. Die gewaltsame Beseitigung des Gläubigers durch den Schuldner zum Zweck der raschen Tilgung sämtlicher Verpflichtungen war ja im Mittelalter durchaus nicht unüblich. Philipp war immerhin nahezu zahlungsunfähig. Sein Vater hatte ihm einen Schuldenberg hinterlassen, und die Kosten der Kriege gegen England und Flandern drückten auf die Staatsbilanz. Einer seiner engsten Berater, Guillaume de Nogaret, kam daraufhin auf die Idee, das Templervermögen zu beschlagnahmen. Am Morgen des 13. Oktober 1307, einem Freitag, begann in Frankreich eine beispiellose Verhaftungsaktion. Philipp hatte das Vorgehen genau geplant. Er ließ eine Liste von Anschuldigungen zusammenstellen, die

zum Teil von Spionen stammten, die er in den Orden hatte eingeschleusen lassen, und teilweise auf den freiwilligen Angaben eines übergelaufenen Tempelritters beruhten. Dieser verbitterte, abtrünnige Templer war Esquin de Florian de Béziers, den man aus dem Orden ausgeschlossen hatte. Esquin hatte schon dem König von Aragon das Angebot gemacht, er könne ihm das *große Geheimnis* der Templer verkaufen.



Bild 4.11: Gegenspieler: König Philipp der IV. (der Schöne) von Frankreich (links), Papst Clemens V. und der letzte Großmeister der Templer Jacques de Molay.

In der Anklageschrift wurde den Tempelrittern insbesondere der zu dieser Zeit besonders zugkräftige Vorwurf der Gotteslästerung bis hin zur Teufelsanbetung gemacht. Philipp beschuldigte sie, das Kruzifix zu bespucken, es mit Füßen zu treten, sowie einander *das Ende der Wirbelsäule* zu küssen. Desweiteren sollten sie der Anklage zufolge *Männerliebe praktiziert* sowie sich des lasterhaften und ausschweifenden Lebens hinter ihren Festungsmauern schuldig gemacht haben. Auch sagte man ihnen grausame Rituale nach, bei denen sie angeblich Kinder töteten, verbrannten, und die Asche mit Wein vermischt zu sich nahmen. Auch bei ihren alchimistischen Bemühungen sollten sie dank der Mitwirkung des Teufels höchstselbst einen Durchbruch bei der Goldherstellung geschafft haben. Der von Ihnen angebetete Götzenkopf sollte laut Anklageschrift auf den geheimnisvollen Namen Baphomet hören. Diese ganze Litanei des mittelalterlichen Schreckens war die moralische Vorbereitung für die Zer-

schlagung des Ordens und den Abtransport der Ritter auf den Scheiterhaufen. Mit tödlicher Präzision lief die wohlvorbereitete Aktion ab. Der König schickte versiegelte und geheime Befehle an seine Seneschalls im ganzen Land. Die Siegel mußten überall gleichzeitig zu einer festgesetzten Stunde aufgebrochen und die Befehle sofort ausgeführt werden. Danach waren im Morgengrauen des 13. Oktober alle Tempelritter in Frankreich zu verhaften, ihre Ordenshäuser königlicher Aufsicht zu unterstellen und ihre Güter zu beschlagnahmen. Allein in Paris drangen königliche Fußtruppen in das Templerhauptquartier ein und verhafteten 138 Ritter.

Man schätzte die Zahl der Templer in ganz Frankreich zu dieser Zeit auf 2000. Etwa 600 wurden gefaßt, die anderen konnten sich rechtzeitig in Sicherheit bringen. Obgleich Philipps Coup also einige der gewünschten Ergebnisse brachte, verfehlte er sein Hauptziel: Das immense Vermögen des Ordens entging seinem Zugriff. Als die Königstruppen den Pariser Tempel nach Aufzeichnungen und Schätzen durchsuchten, mußten sie feststellen, daß all diese zuvor beiseitegeschafft worden waren. Andere Truppen sollten die Templerflotte, die größte Europas, im Hafen von La Rochelle festsetzen. Doch auch sie wurden enttäuscht. Alle Schiffe waren bereits ausgelaufen.

Tatsächlich ist zu bezweifeln, ob Philipps Vorgehen gegen den Orden so überraschend kam, wie zunächst geglaubt. Manches deutet darauf hin, daß die Templer eine Warnung erhalten hatten. Der Tempelritter Jean de Chalons sagte beispielsweise laut Prozeßakten aus, daß Pferdekarren, mit dem Schatz beladen, nachts vor dem Zugriff des Königs das Pariser Hauptquartier verlassen hätten. Wie in Paris, stellte sich nach der Verhaftungswelle auch in den anderen Templerburgen heraus, daß das Gold spurlos verschwunden war.

Nach der damals üblichen Abfolge von inszenierten Schauprozessen, Folter und Erpressung endeten schließlich 54 Templer auf dem Scheiterhaufen, mindestens 36 starben in den Folterkammern. Die geflohenen Tempelritter retteten sich in die Pyrenäen und ins benachbarte Ausland. Das Urteil über den Großmeister, Jacques de Molay, den letzten in einer Reihe von 22 Großmeistern des Ordens, sowie des Großpräzeptors der Normandie, Gottfried von Charney, behielt sich der Papst zunächst selbst vor. Später überließ er es aber auf Drängen Philipps einer Kommission aus drei königstreuen Kardinälen. Am 11. März 1314 wurden Jacques und Gottfried aufgrund ihrer in den ersten Verhören erfolgten Geständnisse vor dem Portal der Kirche Nötre Dame in Paris öffentlich zu lebenslanger Haft verurteilt. Damit schien die Sache abgeschlossen zu sein. Doch unmittelbar nach der Urteilsverkündung erklärten Jacques de Molay und Gottfried von Charney alle Anschuldigungen, die gegen sie und den Orden er-

hoben worden seien, für falsch. Die ihnen vorgeworfene Häresie sei unwahr, die Sünden nie begangen worden, der Orden sei rein und gerecht gewesen. Sie selber verdienten den Tod, weil sie sich unter Androhung der Folter zu falschen Aussagen hatten verleiten lassen.



Bild 4.12: Verbrennung von verurteilten Tempelrittern in Paris.

Nachdem sie nun in aller Öffentlichkeit ihre Geständnisse zurückgezogen hatten, wurden beide auf Betreiben Philipps noch am gleichen Abend auf der Seine-Insel Ile des Javiaux auf dem Scheiterhaufen vor einer johlenden Meute in Paris bei lebendigem Leibe verbrannt. Selbst in den Flammen beteuerten sie die Unschuld des Ordens, und der Legende nach verfluchte Jacques de Molay Papst und König. In der Tat konnten sich beide ihres Triumphes über die Templer nicht lange erfreuen. Sie starben, wie prophezeit, noch vor Ablauf des gleichen Jahres. Der Orden der Templer aber war endgültig zerstört.

Bis heute ist das Geheimnis und der Verbleib des Templerschatzes nicht gelüftet worden. Nur kleine Werte aus dem Besitz des Ordens wurden bisher gefunden. Es ist völlig unklar, wo die etwa 150.000 Goldmünzen geblieben sind, die die Templer im Jahre 1306 von Zypern nach Paris mitgebracht hatten.